

## MECKLENBURG – DORFKIRCHEN IN NOT EINE ERGÄNZENDE NACHBETRACHTUNG

In ihrem Beitrag (*Kunstchronik* 10/93, S. 620–625) hat Sigrid Patellis v. Kurz die Öffentlichkeit in anschaulich mahnender Weise auf den schlechten baulichen Zustand der meisten mecklenburgischen Dorfkirchen und die oft notvolle finanzielle Situation der zugehörigen Kirchengemeinden aufmerksam gemacht. Dafür ist ihr zu danken. Auch die genannten Ursachen, die dazu führten, sind im allgemeinen richtig erkannt worden: Eine auch nach der Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands weiter merklich sinkende Zahl von Gemeindemitgliedern und die damit verbundene Abnahme der Kirchensteuereinnahmen, aber auch ein Rückgang der speziell für die Belange der jeweiligen Kirchengemeinde bestimmten „Kirchengelder“ sowie der Kollektenbeträge. Und dies vor dem Hintergrund jahrzehntelang ungenügender Möglichkeiten zur Instandhaltung und Instandsetzung der Dorfkirchen. Jedoch ist der schlechte bauliche Zustand zahlreicher Kirchen zugleich auch darauf zurückzuführen, daß sich sehr viele dörfliche Kirchengemeinden Mecklenburgs (und auch Vorpommerns) in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts offensichtlich gern mit dem im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in einer Periode allgemeinen Wohlstandes geschaffenen Zustand ihrer Gotteshäuser begnügten, ohne eigene wesentliche Leistungen zu deren Erhaltung zu erbringen. Eine der Ursachen für diese Verhaltensweise könnte die zumindest nach dem ersten Weltkrieg anwachsende allgemeine wirtschaftliche Rezession und die damit verbundene unsichere finanzielle Situation vieler gutsherrlicher Patrone gewesen sein.

Als nach dem zweiten Weltkrieg vielerorts an den Dorfkirchen unübersehbar erste schwere Bauschäden erkennbar wurden, war die Möglichkeit ihrer schnellen Behebung auf andere Weise erneut stark eingeschränkt, da in der damaligen sowjetischen Besatzungszone Deutschlands bzw. der späteren DDR hierfür Baufirmen kaum zur Verfügung standen und das benötigte Baumaterial fehlte oder für noch vordringlicher erscheinende Bauvorhaben verwendet wurde. Wohl vermochten einige rasch entschlossene Kirchengemeinden die anfangs noch vorhandenen Geldmittel und die allgemeine Bereitschaft zur Behebung der vor allem im südöstlichen Teil Mecklenburgs in den letzten Kriegsmonaten entstandenen Schäden zur provisorischen Reparatur ihrer Dorfkirchen zu nutzen. Zu umfassenden Instandsetzungen mit vom Staat planwirtschaftlich gelenkten offiziellen „Baukapazitäten“ kam es vorerst lange nicht.

Dies vorausgesetzt, dürfen die hinter uns liegenden rund viereinhalb Jahrzehnte DDR-Vergangenheit – und hier liegt der Anlaß zu dieser Nachbetrachtung – auch als eine Zeit gewertet werden, in der eine große Anzahl von Pastoren und Gemeindegliedern mit einem oft die Grenzen des Zumutbaren übersteigenden persönlichen Einsatz an Zeit und physischer Kraft, nicht selten auch unter erheblichen materiellen Opfern, für die Erhaltung und eine den örtlichen Gemeindeverhältnissen angemessene Wiederherstellung ihrer Dorfkirchen über Jahre oder Jahrzehnte hin im Einsatz waren. Dazu bedurfte es immer wieder neuer Initiativen und

Ideen, aber auch mühevoller Verhandlungen und Bittgänge; zuweilen mußten auch bautechnisch oder denkmalpflegerisch unbefriedigende Kompromisse eingegangen werden, um nicht auf halbem Weg stecken zu bleiben. In dieser Zeit haben nicht wenige Dorfkirchen ihre ursprüngliche architektonische Würde und Schönheit zurückerhalten, und unter der Hand der Restauratoren hat manches für den Gottesdienst bedeutsame Stück der Ausstattung eine gründliche Restaurierung erfahren. Nur als Beispiele hierfür sollen die Dorfkirchen in Bellin, Gresse und Groß Gievitz, M. Eichsen, in Kavelstorf, Kessin, Ludorf und Neuburg, Vietlütbe und Weisdin genannt werden. Die Bautagebücher dieser Kirchgemeinden und die Objektakten der kirchlichen Baubehörde und des Landesamtes für Denkmalpflege sprechen da eine beredete Sprache!

Es steht außer Frage, daß vieles von dem, was trotz aller restriktiven staatlichen Maßnahmen und objektiven Schwierigkeiten dennoch erreicht werden konnte, vielfach nur durch die finanzielle oder materielle Hilfe der Evangelischen Landeskirchen und der einzelnen Patengemeinden im anderen Teil Deutschlands möglich wurde. Dies gilt wohl vor allem für die Dächer und Turmhelme der mecklenburgischen Dorfkirchen, die z. T. schon zu einer Zeit eine artgerechte harte Eindeckung mit soliden Dachpfannen oder -Bibern erfuhren, als vergleichbare staatliche Gebäude sich noch mit Surrogaten wie Zement-Strangfalzziegeln begnügen mußten. Daß zuweilen inoffizielle örtliche Hilfe auch von unerwarteten Seiten kam, beispielsweise Baubetriebsleiter oder die Vorsitzenden von ländlichen Produktionsgenossenschaften Technik und Mitarbeiter ohne viele Umstände unter der Hand und oft kostenlos zur Verfügung stellten, sollte gerechterweise auch nicht unerwähnt bleiben.

Es trifft zu: Mecklenburgs Dorfkirchen sind in Not und noch vielfach in einem Zustand, der schnelle und wirksame Hilfe fordert. Sigrid Patellis' Appell darf nicht ungehört bleiben! Nur sollten über dem nicht die in den vier vergangenen Jahrzehnten bewiesene Opfer- und Einsatzbereitschaft vieler Pastoren, Pfarrfrauen und Kirchgemeindeglieder im Bemühen um den Erhalt und die Wiederherrichtung ihrer Gotteshäuser (bei dem sie die Mitarbeiter des Instituts für Denkmalpflege nach bestem Vermögen zu unterstützen versuchten) und die beachtenswerten Ergebnisse ihres selbstlosen Einsatzes in Vergessenheit geraten.

Schließlich noch eine Anmerkung zu dem im Beitrag aufgeführten Mausoleum der Familie v. Schack in Stralendorf bei Schwerin. Der 1853 errichtete, 1878 erweiterte neugotische Bau wurde wie so viele andere zeitgenössische historistische Schöpfungen in seiner architektonischen und hier auch besonderen historischen Bedeutung lange Zeit verkannt. Die jahrzehntelange Nutzung als Leichenhalle der Gemeinde war sicher wichtig für den Erhalt. Von den Denkmalschutzbehörden aufgegeben wurde das Bauwerk aber nicht, auch wenn es erst 1977, zwei Jahre nach Erlaß des Denkmalpflegegesetzes der DDR, in die Denkmalliste des Landkreises Schwerin aufgenommen wurde.

Wirklich bedroht war das Bauwerk in seinem Bestand 1985/86, als aus dem Kreis der Familie heraus wegen des Fehlens finanzieller Möglichkeiten der Abbruch gefordert wurde. Als dies der angesprochene Oberkirchenrat, das Institut für Denk-

malpflege und der Rat des Kreises mit dem Hinweis auf die Denkmalwürdigkeit ablehnten, intervenierte der Antragsteller persönlich beim damaligen Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker und erreichte immerhin, daß ihm die Identitätsplatten von den Sarkophagen der hier beigesetzten Familienmitglieder übergeben werden sollten. Er sah sich dadurch aus der Verantwortung für die Grabstätte entlassen. Inzwischen wurde deutlich, daß sich der Familienverband insgesamt sehr wohl zur Erhaltung der Grabkapelle bekennt.

Gerd Baier/Horst Ende

## Tagungen

### DENKMALPFLEGE HEUTE

Bern, Universität, 20.-22. Oktober 1993

Der vom Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern veranstaltete Kongreß wandte sich an das Fachpublikum und an die interessierte Öffentlichkeit, bei der um ein größeres Verständnis gegenüber den Belangen der Denkmalpflege geworben wurde. Denn Denkmalpflege ist eine politische Aufgabe, sie muß die Unterstützung der Bürger gewinnen, wenn sie ihre Aufgaben so durchführen möchte, daß auch die kommenden Generationen eine Kulturlandschaft erben können, in der Geschichte ablesbar und überliefert geblieben ist.

Bereits der Weg vom Bahnhof zum Veranstaltungsort, dem Hauptgebäude der Universität auf der ehemaligen großen Schanze, führte jedem Teilnehmer deutlich vor Augen, wie sich Entscheidungen gegen den Denkmalschutz über Jahrzehnte hinweg äußerst negativ auf das Stadtgefüge auswirken können. Als die Stadt Bern 1864 nach 14jährigen Auseinandersetzungen beschloß, den mittelalterlichen Christoffelturm abzureißen, ahnte sie nicht, daß dies hundert Jahre später zu einer völligen Unterhöhlung und Zerschneidung der Stadt durch den neuen Bahnhof und die unterirdischen Einkaufspassagen an dieser Stelle führen würde. Heute muß man auf dem Weg von der Altstadt zur Universität durch die große Passage, vorbei an den herauspräparierten Fundamenten des Christoffelturms zu Aufzügen, die der Erschließung einer Tiefgarage ebenso dienen wie den Besuchern der Universität, die aus den Tiefen des Untergrunds auf eine Aussichtsterasse gefahren werden. Von dieser sieht man die sehr gut erhaltene und gepflegte Berner Altstadt, die vom Koloß des Haupt- und Busbahnhofes nach Westen abgeschnitten wird. Es ist ein klassisches Beispiel einer Entscheidung gegen den Denkmalschutz, die schon nach kurzer Zeit allgemein bedauert wird.

In seiner Eröffnungsansprache erläuterte der Initiator des Kongresses, Volker Hoffmann, die verfolgten Ziele und Absichten. Nicht historische Stratigraphie sollte betrieben, sondern ein „horizontaler Schnitt durch das denkmalpflegerische